

F. Müller-Lyer †.

Aus einem arbeitsreichen und in theoretischer wie praktischer Hinsicht äußerst fruchtbaren Forscherleben ist Dr. F. Müller-Lyer durch den Tod abgerufen worden. Wägen in der Arbeit an seinem großen Lebenswerk über „Die Entwicklungsstufen der Menschheit“, das das Fundamentallied der modernen deutschen Soziologie zu werden versprach und auf jeden Fall auch als unvollendetes Werk durch die Großzügigkeit seiner Konzeption eine einzigartige Stellung in der soziologischen Literatur einnehmen wird, ist seinen Vätern der Griff entglitten. Trotz jahrzehntelanger Arbeit hat er uns nur mit der Hälfte des Werkes, für das ein Umfang von acht Bänden vorgelesen war, beschenken können. Vielleicht ist es seinen Freunden möglich, fufend auf des Verstorbenen eigenen Vorarbeiten wenigstens noch den einen oder anderen der geplant gewesenen Bände zu veröffentlichen. (Wie wir erfahren, sind im Nachlaß für mehrere Bände abgeschlossene Manuskripte vorhanden. Die Red.)

Für die Betätigung als Soziologe war Müller-Lyer durch eine besonders glückliche Mischung von Anlagen, Fähigkeiten und Reigungen und durch die Eigenart seines Bildungsganges — ursprünglich Mediziner, dann Psychologe — geradezu prädestiniert. Was ihn vor den meisten seiner Fachkollegen auszeichnete, das waren vor allem seine umfassenden naturwissenschaftlich-medizinischen und psychologisch-kulturwissenschaftlichen Kenntnisse, die übrigens nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe gingen, und die ihn befähigten, die Tatsachen des Kulturgeschehens und Kulturwerdens nach tiefergründigeren und höheren Gesichtspunkten zu ordnen und zu bearbeiten, als das jene Soziologen vermögen, die nicht über solche umfassende Kenntnisse verfügen und deshalb meist geneigt sind, die soziologischen Tatsachen aus dem engen Winkel ihres Spezialgebietes heraus zu betrachten und zu erklären. Die Großzügigkeit seines Standpunktes und Weite und Tiefe seines Blickes war ferner bedingt durch eine wahrlich angeborene, durch gründliche Fachstudien stark gepflegte philosophische Begabung, die ihn, der durch seine in hochgeleiteten Kreisen sehr geschätzten experimental-psychologischen Arbeiten auch seine Eignung zu rein analytischer Forschung und spezialwissenschaftlicher Betätigung aufs Beste bewiesen hat, doch immer davor bewahrte, sich in Spezialfragen und wissenschaftliche Kleinigkeiten zu verlieren und ihn immer wieder zur Beschäftigung mit den Haupt- und Grundproblemen geistig-kulturellen Werdens und Gehens zurückführte. Er gehörte eben jenem nicht häufigen Forscher-Typ an, in dem die beiden Grundformen wissenschaftlicher Betätigung — das analytische und synthetische Denken in einer (gerade auch für die soziologische Arbeit) besonders günstigen Weise sich gemischt haben. Ein ausgeprägter Wirklichkeitsglaube, der durch eine gründliche naturwissenschaftliche Ausbildung noch eine wissenschaftliche Verbollkommnung erhalten hatte, sorgte aber wieder dafür, daß der Philosoph Müller-Lyer sich nicht in halblife metaphysische Spekulationen und logische Spitzfindigkeiten verlor, sondern ein erhabener Anhänger und trefflicher Verteidiger des Positivismus wurde. Zwar hat er den Positivismus nicht ganz konsequent zu Ende gedacht — was sein Beharren bei einem, wenn auch von ihm nur formal aufgefaßten Begriff des Absoluten beweist —, aber da das auf den Ausbau seiner soziologischen Anschauungen ohne jeden Einfluß war, brauchen wir hier nicht näher darauf einzugehen.

So trefflich es Müller-Lyer verstanden hat, den Strudel der Metaphysik zu vermeiden, ebenso hat er auch die Klippe zu umschiffen gewußt, die denen gefährlich wird, die, wie er selbst, von der Naturwissenschaft her zur Soziologie gekommen sind. Er hat nicht die auf einer fundamentalen Verwechslung beruhende Voraussetzung mitgemacht, daß man die Lebensgesetze der Kultur restlos aus den organischen Lebensgesetzen der Natur ableiten könne, daß also die Soziologie (die Wissenschaft von der Gesellschaft) nur ein Sonderfall der Biologie (die Wissenschaft vom Leben) sei und daß wir deshalb, um eine Soziologie zu schaffen, nichts weiter zu tun brauchen, als die Darwinischen Grundzüge der Tierentwicklung und die Gesetze der Biologie überhaupt auf die Geschichte der Kultur anzuwenden. Gerade Müller-Lyer ist einer der schärfsten Gegner dieser als „Sozialdarwinismus“ bezeichneten und von ihm mit dem Spottnamen der „Kulturzoologie“ bedachten Richtung innerhalb der Soziologie. Besonders im 20. und 21. Kapitel des unter dem Sonderitel „Sinn des Lebens“ erschienenen I. Bandes seiner „Entwicklungsstufen der Menschheit“, der übrigens mit vollem Recht den Untertitel „Grundlinien einer Volkspolosophie“ trägt, hat er sich mit dieser von einer ganz unhaltbaren Analogie ausgehenden und in ihren kulturpolitischen Konsequenzen geradezu volkfeindlichen Richtung aufs gründlichste auseinandergesetzt. Er zeigt da vor allem, daß mit dem

Auftreten der Kultur die Menschheitsentwicklung das organische Gebiet verlassen hat, ins Ueberorganische (die Kulturentwicklung eben) übergegangen ist. Die kulturell-soziologischen Tatsachen haben also ihre Eigenständigkeit und die Soziologie ist eine selbständige Wissenschaft.

Wie betrieht nun Müller-Lyer soziologische Forschung. Als erklärter Positivist geht er selbstverständlich von den soziologischen Tatsachen aus, d. h. von den kulturellen Erscheinungen in Vergangenheit und Gegenwart. Er sammelt, ordnet und vergleicht sie kritisch. Zum Zwecke des Vergleichs spaltet er das ganze Kulturgebiet in die einzelnen soziologischen Hauptfunktionen z. B. Wirtschaft, Familie, Staat, Sprache, Wissenschaft, Religion, Moral, Recht und Kunst. Darauf zerlegt er die einzelnen Entwicklungen (z. B. der Wirtschaft oder der Moral) in Stadien oder Phasen. Diese vergleicht er dann miteinander und dadurch gelingt es ihm, die Richtungslinien der Entwicklung festzustellen. Da, wo es schon möglich ist, diese Richtlinien kausal zu begreifen, also ihre Ursachen festzustellen, da stellt er Richtungsgeetze fest, welche die Linien des geringsten Widerstandes und die Entwicklungstendenzen unserer Zeit anzeigen und so auf die zukünftige Entwicklung Licht werfen. Die Richtungslinien des Fortschritts sind ihm also Wegweiser für unsere praktische Kulturarbeit.

Die soziologische Forschung hat also die Aufgabe, den Entwicklungslauf der Kultur festzustellen, zu beschreiben und einzuteilen, um uns dadurch einen klaren Ueberblick über die Entwicklung auf den verschiedenen Kulturgebieten zu schaffen, und die Gesetzmäßigkeiten der Kulturentwicklung aufzudecken und damit die Mittel zu einer bewußten, planmäßigen Anwendung dieser Erkenntnisse zu liefern, umbewußtes Treiben endlich in bewußtes Handeln übergehen zu lassen. Wie die Menschheit erst mit der bewußten Anwendung der erkannten Naturgesetze durch die Technik zu einer (wenigstens teilweise schon vorhandenen) Naturbeherrschung oder richtiger Naturbenutzung gekommen ist, so muß und soll die erstrebte Erkenntnis der Entwicklungsstadien und Entwicklungsgeetze in der Kultur die Menschheit zur „Kulturbeherrschung“ führen. Die Soziologie hat also nach Müller-Lyer nicht nur eine theoretische, gewissermaßen ideelle Aufgabe. Sie verfolgt auch eminent praktische Ziele, indem sie uns in den Stand setzt, den Fortschritt der Kultur zu bereiten. Aber die Kulturentwicklung versteht, kann sie auch benutzen, kann lenken und leitend in das Kulturgeschehen eingreifen. Auch Müller-Lyer ist also wie Karl Marx der Ueberzeugung, daß es nicht darauf ankommt, die Welt immer wieder neu zu interpretieren, alte philosophische Systeme zu stürzen und neue wieder aufzubauen, sondern sie zu verändern gemäß unseren Wünschen und Bedürfnissen. Alle Theorie hat nur Wert, insofern sie uns auf Grund erweiterter Kenntnisse und vertiefter Einsichten Richtlinien und Wegweiser für unser praktisches Handeln bietet.

Weil nun Müller-Lyers Lehren keine lustigen, einer welt- und lebensfremden Spekulation entzogenen Hirngespinnste oder metaphysischen Fiktionen, sondern aus einem tiefgründigen Studium der soziologischen Tatsachen erwachsen sind, weil er ferner seine Lehren nie nur als nackte Theorien gibt, sondern immer auch auf ihre Bedeutung als Wegweiser und Richtlinien für unsere gegenwärtige praktische Kulturarbeit hinweist und so Theorie und Praxis ständig vermischt, tragen alle seine Schriften jenen sonst so seltenen Hauch von echter Lebenswärme an sich, der ihre Wirkung gleichermäßen angenehmer wie fruchtbarer gestaltet. Da sich seine Schriften) anherdem durch große Klarheit in der Gedankenführung, durch einen flüssigen Stil und eine allgemeinverständliche Darstellungsweise auszeichnen und nicht zuletzt getragen werden von einer starken Begeisterung für die sozialistischen Kulturideale — besonders für die Schaffung des wohlgeordneten Staates, in dem er das Ziel der menschlichen Entwicklung, den Sinn unseres Lebens sieht —, möchten wir zum Schluß nicht verfehlen, unsere Leser zu ihrer eifrigen Lektüre anzuregen.

M. S. Baege.

Die natürlichen Grenzen Rußlands.

Ueber dieses Thema sprach Prof. A. Wend am 7. November im Museum für Meereskunde. Bis vor kurzem war man gewohnt, die politischen Grenzen des europäischen Rußlands als ziemlich natürlich gegebene aufzufassen und Osteuropa einfach für identisch mit Rußland zu erklären; nur die Abgrenzung gegen das norddeutsche Flachland schien schwer zu finden. Wend erklärt das damit,

*) „Sinn des Lebens“, „Phasen der Kultur“, „Formen der Ehe“, „Die Familie“, „Phasen der Liebe“, „Soziologie des Lebens“. (Im Verlag von A. Langen, München.)

daß man viel zu wenig getobt war, natürliche Grenzen zu ziehen er versteht darunter natürliche Begrenzungen menschlicher Anbaufähigkeiten oder Anbaufähigkeiten. Auch das europäische Rußland hat danach natürliche Grenzen; aber sie liegen innerhalb des heutigen russischen Staatsgebietes und würden, falls sie politisch Geltung erlangen würden, das Jarenreich auf einen bedeutend geringeren Raum als heute beschränken.

Rußland ist in der Hauptfrage ein riesiges Flachland. In einem solchen zieht die Natur scharfe Grenzen durch das Pflanzenkleid. Zwei Vegetationsgrenzen durchqueren Rußland, die eine breite Waldzone einschließen. Nördlich der Waldgrenze erstreckt sich die Tundra, südlich die Steppe. Die Nordgrenze des Waldes ist unverändert geblieben; vor 1000 Jahren waren auch Wald und Steppe noch scharf voneinander getrennt. Erst als das Völkergewoge in den Steppen zur Ruhe gelangte, entstand an der Grenze von Steppe und Wald das riesige Rußland; in diese Zone liegen auch die ältesten Hauptstädte Kiew und Moskau. Die nun einsehende Stepplandschaft war es, die den Wald etwas nach Norden antriebe und so diese uralte natürliche südliche Naturgrenze veränderte. Im eigentlichen Rußland, z. B. im Gouvernement Wolgoda, ist auch heute noch ein regelrechter Ackerbau unmöglich; dafür herrscht die Waldkultur mit lebhaftem Holzhandel, der die Flüsse als Verkehrswege benützt. Immerhin ist die Besiedlung heute bis zur Nordgrenze der Obstbäume vorgegedrungen; diese ist damit gewissermaßen eine neue Waldgrenze geworden, wödlieh die Besiedlung so spärlich ist, daß sie teilweise auf unter 65 Metern auf den Uadradkilometer sinkt. In die Steppe hinein läßt sich der Ackerbau aber auch nicht ins Grenzenlose forsetzen. Wo noch Süden zu die Höhe der Niederschläge unter 300 Millimeter jährlich herabgeht, hört auch der Ackerbau auf; es sind da über 30000 Quadratkilometer, die niemals unter den Pflug genommen werden können. Das besiedlungsfähige europäische Rußland erscheint also durch natürliche Grenzen stark eingegrenzt; die Größe der Gesamtfläche darf nicht darüber hinweggesehen: der russische Acker ist nicht so bedingfügig groß, wie er auf der Karte aussieht.

Aber auch nach Westen hin bestehen recht scharfe natürliche Grenzen, die größtenteils in den durch die Eiszeit geschaffenen Verhältnissen wurzeln. Wie die mecklenburgische und die preussische Seenplatte Mecklenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen vom Süden trennt, so schließt sich die Fortsetzung dieser Seen nach Osten hin als schwer überblickbares Verkehrshindernis zwischen die von Letzen, Litauern und Deutschen kolonisiert bewohnten russischen Ostprovinzen und das eigentliche Rußland. Ebenso ist eine natürliche Grenze durch einen breiten Seegraben vom Belpussee bis zum Weißen Meer scharf charakterisiert; jenseits liegt nach Westen zu einland mit seinen ausgedehnten Feisbeden und weiten Mooren. Nach Süden setzt sich die russische Seenplatte in den Nottisumpfen, der Polesje, fort, die mit 70000 Quadratkilometer ungangbarer Fläche einen natürlichen Grenzpfiler bilden, der noch heute von allen Landströgen umgangen werden muß. Die Niederung dieser Sumpfe, die Polen von Rußland trennen, erscheint dann weiterhin nach Süden verlängert in einer Niederung, die fast bis zur Mündung in großer Breite das linke Ufer des Dnjepr begleitet. Diese Niederung ist als die natürliche Grenze zwischen der Ukraine und dem eigentlichen Rußland anzupprechen. Daran ergibt sich, daß das moskowitzische Rußland sich dank der Schwäche Polens und der Verhältnisse in der Türkei nach Westen zu weit über seine natürlichen Grenzen, die es etwa beim Regierungsantritt Peters des Großen erreicht hatte, vorgehoben hat, und daß etwa 50 Millionen unbesetzte Europäer dem Zarismus unterworfen sind.

Kleines Feuilleton.

Der deutsche Bleistift.

Der berühmte deutsche Mathematiker Euler sagt in seiner Algebra, daß bei der Beschäftigung mit Algebra ihm sein Bleistift oft klüger erschienen sei als er selbst. Nichts kann die Bedeutung besser kennzeichnen, als dieser Ausspruch, und doch behandeln wir den Bleistift als etwas so Nebenwächtliches, daß wir ihm bis heute noch nicht einmal seinen richtigen Namen geben. Es kann dem Bleistift jetzt sehr leicht geschehen, daß ein Volksgenosse auf Grund der im Kriege erlassenen Verordnung über irreführende Bezeichnungen der Nahrungs- und Genussmittel wie der Gebrauchsgegenstände gegen ihn einschreitet, denn er heißt Bleistift und besteht außer dem Holz nur aus Graphit und Ton.

Dr. A. Neuburger hat in der Novemberausgabe der Polytechnischen Gesellschaft zu Berlin dem Bleistift zu seinem Recht ver-

diesem Gesicht war nichts, vor dem sie sich hätte fürchten müssen.

Das war ja nur das Gesicht des alten guten Jan in Strohdach. Nein, er wollte sich nicht zum Richter über sie aufwerfen, er wollte nicht Unglück und Strafe über sein einziges Kind herabziehen.

Nun kam Ruhe über Mara Gulla. Seit sie ihn so sehen konnte, wie er früher gewesen war, hatte sie eine Welt betreten, wo es nichts als Liebe gab. Wie hätte sie glauben können, daß er sie hasse? Er wollte nichts als vergeben.

So sie ging und stand, wollte er um sie sein und sie beschützen. Das war das einzige, was er wollte.

Noch einmal schloß sie die große Färllichkeit in ihrem Herzen aufwachen wie eine mächtige Woge, die ihr ganzes Wesen erfüllte. Und zugleich wußte sie, daß nun alles wieder gut war. Jetzt waren sie und der Vater wieder eins wie vorher. Jetzt, wo sie ihn liebte, brauchte nichts verzeiht, nichts mehr geföhnt werden.

Mara Gulla erwachte wie aus einem Traum. Während sie hiergestanden und das gute Gesicht ihres Vaters vor sich gesehen hatte, war das Begräbnis vor sich gegangen. Jetzt sprach der Pfarrer noch ein paar Worte an die Versammelten. Er dankte ihnen, daß sie so zahlreich zu diesem Begräbnis gekommen seien. Kein hoher, vornehmer Mann sei hier zur letzten Ruhe eingesehnet worden, jagte er, aber er sei der Mann gewesen, der das wärmste und reichste Herz im ganzen Dorfe gehabt habe.

Als der Pfarrer dies sagte, sahen sich die Leute, die das Grab umstanden, wieder an, und jetzt sahen sie freundlich und zufrieden aus. Der Pfarrer hatte recht. Und gerade aus diesem Grunde waren sie auch zu dem Begräbnis gekommen. Daran richtete er noch ein paar Worte an Mara Gulla. Sie habe von ihren Eltern mehr Liebe empfangen als irgend sonst jemand, den er kenne, und eine solche Liebe müsse sich in Segen verwandeln.

Als der Pfarrer das sagte, richteten sich aller Augen auf Mara Gulla, und alle wunderten sich über das was, was sie sahen.

Die Worte des Pfarrers schienen schon in Erfüllung gegangen zu sein. Da stand Mara Gulla von Strohdach, sie, die nach der Sonne selbst genannt worden war, am Grabe ihrer Eltern, und ihr Antlitz leuchtete wie das einer Verkörten.

Sie war jetzt ebenso schön wie an jenem Sonntag, wo sie in dem roten Kleid zur Kirche gewandert war, wenn nicht noch schöner.

Jans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Wäerland von Selma Lagerlöf. (Schluß.)

Doch nun trat Mara Gulla zu der Mutter in Jalla und hat um die Kaiserfleinode; sie lehnte den langen Stoß an Jans Sarg und hängte die Mütze an den silbernen Knopf. Und die Leute verstanden Mara Gullas Tun. Jetzt dachte sie daran, daß sie seit ihrer Rückkehr Jan nicht mehr hatte erlauben wollen, sich mit dem Kaiserstaat zu schmücken. Nun wollte sie wieder gut machen, was in ihrer Nacht stand, ob es auch noch so wenig war. Für einen Toten kann man nicht mehr viel tun.

Kaum lehnte der Stoß an dem Sarg, als die Kirchenglocken läuteten, und zugleich traten der Pfarrer und der Küster und der Kirchendiener aus der Sakristei und stellten sich an die Spitze des Leichenzuges.

Ein Regenschauer nach dem andern jagte an diesem Tag daher; aber es traf sich so günstig, daß gerade eine Pause zwischen den Schauern eingetreten war, als sich die Leute, zuerst die Männer und dann die Frauen, zum Leichenzug ordneten, um die beiden Alten nach dem Kirchhof zu geleiten.

Während sich die Leute aufstellten, drückten ihre Gesichter eine Art Verwunderung aus, weil sie überhaupt hier dabei waren; denn es war ja nicht gerade aus Schmerz über den Tod dieser beiden, warum sie gekommen waren, und sie hatten ihnen auch nicht eine besondere Ehre erweisen wollen. Nein, die Sache verhielt sich anders; als sich die Nachricht im Kirchspiel verbreitete, daß Jan von Strohdach gerade zu rechter Zeit gefunden worden war, da hatten alle gedacht, das sei doch sehr schön und sehr merkwürdig, und so wollten sie gerne dabei sein, wenn diese beiden alten Eheleute im Tode wieder vereint wurden.

Sie hatten sich ja nicht gedacht, daß so viele andere auf denselben Gedanken kommen würden. Jetzt hatten sie fast das Gefühl, als habe man aus dem Begräbnis dieses armen, geringen Menschen eine viel zu große Sache gemacht. Die Leute sahen einander an, ja sie schämten sich fast ein wenig; aber da sie nun doch einmal da waren, konnten sie ja nicht anders, als sich dem Zuge nach dem Grabe anzuschließen.

Im stillen konnten sie sich auch eines leisen Lächelns nicht erwehren, wenn sie beobachteten, wie sehr dies alles nach dem Sinn des Kaisers von Portugalien war. Das hätte ihm ge-

fallen! Zwei Trauerstäbe, denn man hatte ja auch einen von Kskedakarna mitgebracht, wurden vor Jan und Katrinens Särgen hergetragen, und fast das ganze Kirchspiel ging mit im Leichenzuge. Es hätte nicht besser sein können, wenn der Kaiser selbst das Leichenbegängnis angeordnet hätte.

Und es war ja auch nicht sicher, ob nicht am Ende all dies sein Werk war. Der alte Köhler war jetzt nach seinem Tode eine höchst merkwürdige Persönlichkeit geworden. Er hatte gewiß eine Absicht dabei gehabt, daß er die Tochter dort auf dem Vanbungsfieg so lange vergeblich auf sich hatte warten lassen. Und soviel war auch sicher und gewiß, wenn er jetzt ganz zur rechten Zeit wieder aus der Tiefe heraufgekommen war, so hatte er auch dabei eine bestimmte Absicht gehabt.

Als sich alle um das breite Grab versammelt hatten und die Särge hinabgesenkt worden waren, stimmte der Küster das Lied an: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende — — —“

Küster Sparkling war nun ein alter Mann, und sein Gesang erinnerte Mara Gulla an den eines andern alten Mannes, den sie nicht hatte anhören wollen.

Diese Erinnerung war ihr überaus schmerzlich. Sie drückte die Hände aufs Herz und schloß die Augen, damit ihr Ausdruck nicht verraten sollte, welche Qual sie empfand.

Während sie so mit geschlossenen Augen an dem Grabe stand, sah sie plötzlich ihres Vaters Gesicht vor sich, so wie es in ihrer Kindheit und ersten Jugend ausgesehen hatte, wo sie und er so überaus gute Freunde gewesen waren.

Sie sah es wieder vor sich, wie sie es an einem Morgen gesehen hatte, wo in der Nacht Schnee gefallen und die Wege so dicht vernebelt waren, daß er sie hatte in die Kirche tragen müssen.

Und sie sah es wieder vor sich, wie sie es an jenem Sonntag gesehen hatte, wo sie in dem roten Kleid in die Kirche gewandert war. Sicher hatte kein Mensch je so froh und so glücklich ausgesehen wie Jan an jenem Sonntagmorgen.

Dann aber war es aus mit seinem Glück gewesen, und auch sie hatte sich später nie mehr so recht von Herzen froh und glücklich geföhlt.

Sie gab sich alle Mühe, dieses Gesicht ihres Vaters festzuhalten. Das tat ihr wohl. Als sie es sah, wachte eine heiße Woge von Färllichkeit in ihrem Herzen auf. Dieses Gesicht wollte ihr wohl, mehr als wohl. In

